

# Auch im Winter wächst das Brot

## Die Kirche zwischen Vergangenheit und Zukunft<sup>1</sup>

### 1. Winter und Brot: Metaphern für ein Anliegen

Als ein Journalist den Titel meiner Abschiedsvorlesung hörte, meinte er: „ein typischer Karrer-Titel“. Aber ich muss Sie enttäuschen. Wie so oft in meinem Leben, bin ich auch hier bei anderen zur Schule gegangen. In einem Büchlein von Ida Frederike Görres (Im Winter wächst das Brot, Einsiedeln 1970) fand ich die Worte: „Es wächst viel Brot in der Winternacht“. Sie hatte große Mühe mit den Aufbrüchen der Kirche unmittelbar nach dem Konzil bzw. mit dem *Aggiornamento*, zu dem Papst Johannes XXIII. ermutigt hatte. Inzwischen ist das Bild von der „winterlichen Kirche“ fast schon klassisch geworden. Karl Rahner hat ihm in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts Reputation verliehen (übrigens inspiriert von Ida Frederike Görres). Gemeint war nun aber die sich ausbreitende Kirchenverstimmung infolge der ausbleibenden Erneuerung. Man hoffte ja, dass die bekannten heißen Eisen mutig erörtert und ansatzweise einer Lösung zugeführt würden. Wie schon in neutestamentlicher Zeit erlebten wir nach dem Konzil eine Verzögerung von Naherwartungen, nämlich das Ausbleiben von kirchlichen Reformschritten. — Seither hat sich die kirchliche Stimmung in unseren Ländern alles andere als entschärft. Vielmehr gibt es in weiten Kreisen so etwas wie eine Kirchenerschöpfung bei den noch Interessierten und ein Imageverlust des Systems der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit. Wir wissen: Die frühere Majorität der Kirchenaktiven ist in der westeuropäischen Welt zu einer Minorität geschrumpft. Genau in diese Situation hinein möchte ich einige Anliegen deponieren, ohne natürlich der komplexen Problemlage gerecht werden zu können oder gar über Patentlösungen zu verfügen. — Nachdenklich gestimmt hat mich eine Äußerung einer Frau nach dem Gottesdienst am Samstag vor Pfingsten: „Ich habe Angst um unsere katholische Kirche.“ Meine Überlegungen sind so etwas wie stotternde Versuche, den Weg mit dieser Frau zu gehen.

Mit der Metapher „Winter“ ist die aktuelle Situation der Kirche gemeint, die als Krise empfunden wird. Mit dem Bild vom „Brot“ ist Hoffnung markiert. Immer deutlicher ist zu spüren, dass die Leute bei einschlägigen Diskussionen keine Beschönigungen mehr goutieren, aber auch nicht, dass wir depressiv oder zynisch reagieren.

<sup>1</sup> Abschiedsvorlesung am 15.5.2008.

Mein Anliegen in dieser Stunde ist es, eine Brücke zwischen Realität und Vision zu schlagen. Wie können im konkreten Humus der gesellschaftlichen und kirchlichen Wirklichkeit Zuversicht wachsen und Hoffnung gedeihen? Ich unterscheide dabei zwischen Interessen und Anliegen, die allerdings nicht gegeneinander auszuspielen sind. Interessen zielen auf erreichbare Ziele und Absichten hin, auf die praktische Erfüllung dessen, was subjektiv als triftig erscheint! Anliegen hingegen zielen auf qualitative Perspektiven und Werte, die ihre Gültigkeit behalten, auch wenn ihnen in der Praxis nicht oder noch nicht entsprochen werden kann. Um Interessen kümmern sich Fachleute, Experten, Sachverständige und Routiniers. Anliegen rufen zusätzlich nach prophetischer Hellsicht und Weitsicht.

So wünschte ich mir, ich könnte Prophetinnen und Propheten um Rat fragen, wie wir heute in der Kirche unter gesellschaftlichen Bedingungen handeln und Zukunft vorbereiten sollen. Oder gilt auch zur Zeit die Bedrücktheit des Psalmisten: „Zeichen für uns sehen wir nicht, es gibt keine Propheten mehr, niemand von uns weiß, wie lange noch“ (Ps 74,9)? Unsere Erfahrungen sind gar nicht so neu. Wenn man aber mit anderen zusammen achtsam unterwegs sein darf, verdichtet sich manches zu prophetischen Stimmen. Daran wurde man erinnert, als am vergangenen Sonntag, an Pfingsten, in Gottesdiensten gesungen wurde: „Der Geist des Herrn erweckt den Geist in Sehern und Propheten, der das Erbarmen Gottes weist und Heil in tiefsten Nöten. Seht, aus der Nacht Verheißung blüht; die Hoffnung hebt sich wie ein Lied und jubelt: Halleluja“ (Katholisches Gesangbuch 1998, 232). Könnte eine Stimme im Augenblick vielleicht sagen: „Habt doch Mut zur Wirklichkeit. Schaut zuerst einmal genau hin. Beschönigt nicht“. Mut zur Realität ist so etwas wie ein erster Glaubensschritt, nämlich im Vertrauen auf den Weg und die Botschaft Jesu sich den Erfahrungen der Wirklichkeit zu stellen, ohne sich in ihnen zu verlieren, an ihnen mürbe oder irre zu werden oder gar an ihnen zu zerbrechen. Wenn wir hören wollen, was der Geist den Gemeinden sagt (Offb 2,7), dann geht es nicht anders, als dass wir uns auf die Herausforderungen einlassen und einander zu verstehen helfen, was sich zeigen will.

## **2. Die aktuelle Situation zu verstehen versuchen**

### **2.1 Impulse des Konzils (1962-65) dynamisieren die traditionelle Kirchen-„Statik“**

Nicht nur gesellschaftlich, sondern auch kirchlich haben sich seit Mitte des letzten Jahrhunderts damals unvorhergesehene Umbrüche ereignet. Durch das II. Vatikanische Konzil (in den 60er Jahren) ist die katholische Kirche in eine Selbstvergewisserung gelotst worden. In deren Verlauf lernte sie, über sich selbst nachzudenken und sich der Wirklichkeit zu stel-

len (Gaudium et spes, 1965). Bis dato galten die unverrückbare Doktrin und die kirchliche Disziplin im Rahmen des geltenden Kirchenrechts und mit der Wahrheitsgarantie durch das unfehlbare Lehramt. Dominant war der Katechismus, nicht die Bibel. Diese strukturell und ideell statische Kirche wurde nun aus diesem Bewusstseinsschlaf geweckt. Für uns damals, die wir zur Konzilszeit Theologie studierten, war es eine ungeheure Aufbruchszeit mit dynamisierenden Impulsen (und sie sind den jüngeren Generationen kaum mehr zu vermitteln). Auch die gesellschaftlichen Träume waren von einer Fortschrittseuphorie geprägt. Und nicht zuletzt das damals aufkommende Fernsehen und der boomende Publikations- und Bildungskatholizismus wurden Träger der Vermittlung dessen, was in Rom geschah. Die Kirche orientierte sich plötzlich nicht nur am Kirchenrecht, sondern an der Bibel und an den geschichtlich interpretierten Quellen der Tradition. Die Kirche als „Volk Gottes“ und als „Communio“ d.h. als „Gemeinschaft“ auf der Basis des gemeinsamen Glaubens und der Taufe entdeckte wieder ihre geistliche Lebendigkeit in den Charismen aller ihrer Mitglieder und die große Verwandtschaft mit den anderen christlichen Kirchen. Der ökumenische Frühling begann zu sprießen. Man wurde sensibel dafür, dass in jedem quantitativen Teil der Kirche (Ortskirche: Bistum, Pfarrei etc.) qualitativ die ganze Kirche anwesend ist, wenn wir uns im Jesu Namen versammeln. Für mich am befreiendsten war damals die Einsicht vom allgemeinen Heilswillen Gottes für alle Menschen und damit die soteriologische Entgrenzung der Kirche auf alle Menschen und auf die anderen Religionen hin, also das Bekenntnis zum Heil über die Grenzen einer soziologischen Zugehörigkeit zur Kirche hinaus. Entlastend wirkte, dass sich die Kirche nicht mehr auf die Sünden der Menschen fixiert zeigte, sondern ihre Sorge auf das Leid und die Fragen der Menschen und die gesellschaftlichen Herausforderungen richtete. Man verstand Kirche plötzlich nicht als Gnadenanstalt, außerhalb derer Gott und Mensch keine Chancen hätten, sondern als Zeichen in der Welt für eine Hoffnung, die letztlich auf Gott setzte und nicht primär auf die Heilsinstrumente und Gnadenmittel der Kirche. Diese wenigen Hinweise vermitteln eine kleine Ahnung davon, welch weiten Weg wir auch in der Kirche in kurzer Zeit gegangen sind. Mein eigenes Leben in dieser Zeitspanne kommt mir manchmal vor wie eine subjektive Dogmengeschichte.

Diese Bewusstseinsschübe veränderten das alltägliche Profil des kirchlichen Lebens kolossal. Für die Kirche ergaben sich Basis-Gewinn und Realitätsnähe. Dabei trifft durchaus zu, dass in der ersten Phase diese Reform-Anliegen eher von Theologen und so genannten „Experten“ artikuliert worden sind. Nach den nationalen Synoden in den 1970er Jahren gelangten diese Impulse verstärkt an die Kirchenbasis. Der argumentierende und nachdenkende Aufbruch erhielt eine eher demokratisierende, narrative, symbolische und zusehends erlebnisorientierte Breitenwirkung

im noch interessierten Kirchenvolk. In diesem Kontext sind auch die gesellschaftlichen Umbrüche zu sehen: Individualisierung, Differenzierung, Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Multioptionengesellschaft usw. Sie führten zu kulturellen, ökonomischen und technischen Beschleunigungsprozessen. Verstand sich die Kirche auf dem Konzil noch selbstbewusst gleichsam als Gegenüber zur Welt, machte sie zusehends die Erfahrung, wie sehr ihre Wege gesellschaftlich gesteuert, bedingt und beeinflusst waren und sind. Ohne ins Detail gehen zu können: Die Kirche geriet nach außen in die Defensive und nach innen in Konflikt mit der Erbschaft ihrer eigenen Tradition. Und dies geschah gleichzeitig bei einem massiven Rückgang an aktiver und emotionaler Kirchenbindung. Viele bekunden ihre Mühe mit organisierter und dogmatischer Religiosität. Und je mehr Kirche als Administration erscheint, flüchten die Menschen. Das neu anwachsende Interesse an außerkirchlichen spirituellen Suchbewegungen im gesellschaftlichen Umfeld scheint ein Gegenhorizont zu sein. Ob es – wie oft behauptet – „eine Rückkehr der Religion“ in unsere säkulare Welt ist, ist nicht so eindeutig. Zwar glaubte eine gewisse Moderne, das Ende von Religion ankündigen zu können, weil die Menschen ihre Identität selber machen könnten. Nun zeigt sich, dass Religion doch nicht einfach ein Relikt der Vergangenheit ist, sondern dass die Moderne gegen ihre eigene ursprüngliche Absicht Religiosität suchen lässt und in diesem Sinn „religionsproduktiv“ ist.

Manche politischen und ökonomischen Bestrebungen gelangen an ihre Grenzen. Die Sperren für Solidarität und Kommunikation zum Wohl der Menschen werden persönlich spürbar und medial sichtbar. Die Gesellschaft scheint an manche Grenzen ihrer Gestaltbarkeit zu gelangen. Angst und Ängste lassen nicht mehr zur Ruhe kommen und rufen vielfach versteckt nach Orientierung.

Bei solchen Positionsverlusten gerät eine Institution leicht in eine als bedrohlich empfundene Krisenstimmung. Das traditionelle hierarchische Gefüge verfängt sich in Abwehr. Das löst Angst aus (weil mentale und praktische Mobilität angesagt ist). Die früher vermeintliche Uniformität und Geschlossenheit und damit Sicherheit sind zerbrochen. Und Angst kann dazu verführen, den Verteidigungsring auszuweiten. Die Ängstlichen fürchten um urkatholische Positionen. Und die Ungeduldigen sehen das Konzil verraten. – Allzu schnell werden neue Mauern errichtet zwischen denen, die richtig zu glauben meinen, und denen, die dazu bekehrt werden sollen. Darob verliert man aus den Augen, dass der christliche Glaube in sich die tiefsten Quellen für Toleranz birgt.

## 2.2 Gesellschaft: Quartiermeisterin auch für die Kirche(n)

Durch das Konzil lernte die Kirche, über sich selber nachzudenken. Dieser Weg zeigte, dass die unübersichtliche Komplexität und überfordernde Kompliziertheit der Wirklichkeit vor den Kirchentüren nicht Halt gemacht, sondern sich in die Kirche selber ergossen hat. Eine hochdifferenzierte und individualisierte (z.T. singularisierte und damit desolidarisierende) Gesellschaft mit ihrer Macht und ihren Normen, aber auch mit ihrer Brüchigkeit und mit ihrer Brutalität (wie die jüngsten Krisen auf Weltebene beweisen) sowie mit ihrer medialen Öffentlichkeit ist zur maßgeblichen Quartiermeisterin auch für die Kirche geworden. Rückzüge in kontrollierbare Reviere nützen nichts und heilen noch weniger. Wenn z.B. Gleichstellung von Mann und Frau, Partizipation, demokratische Entscheidungsfindung, Menschenrechte und faire Konfliktverfahren selbstverständliche Normen geworden sind, auch wenn man ihnen in der Praxis oft nicht die Ehre antut, dann schafft das unüberwindliche Spannungen zum geltenden kirchlichen Rechtssystem. Dieses kommt für viele Menschen daher mit einem tiefen Argwohn gegenüber dem freiheitsliebenden Denken und gegenüber der Leiblichkeit mit der Vitalität und der Sexualität des Menschen. Dabei hätte die Kirche dazu viel zu sagen. Zudem ist die Kirche zentralistisch übersteuert und patriarchal strukturiert. Die interne Kommunikation verläuft mit der medialen Ästhetik eines Hofzeremoniells nur von oben nach unten. Und in der Logik des Systems werden nicht zuerst pastoral und kommunikativ kompetente Leute, sondern Systemloyale in Linienpositionen berufen, wie Bischofsernennungen schmerzlich zeigen, die ganzen Bistümern den Frieden kosten. – Gibt es somit an die Adresse der Kirche nicht auch so etwas wie Fremdprophetie? Die Menschenrechte, die auch auf christliche Wurzeln zurückgehen, pochen an die Kirchentüre.

Andererseits ist es gerade diese Welt in ihrem zivilgesellschaftlichen Zuschnitt, die die Orte der Kirche bestimmt, wo in die Furchen des gesellschaftlichen und persönlichen Alltags der Same der Hoffnung gestreut sein will.

Vor diesem Hintergrund sei eine Konfliktthese gewagt, die die Krise und die in ihr schon schlummernden Chancen anzudeuten oder womöglich zu erhellen vermag.

### 3. Versuch einer kirchlichen Konflikthypothese

Einen Krisenherd zu benennen, heißt nicht, ihn hämisch und selbstinszenierend zu bedienen, sondern sich ihm anzunähern, um heilende Schritte für die weitere Wegsuche auszukundschaften. Es könnte ja sein, dass in Zusammenbrüchen etwas Neues auf- und durchbrechen möchte. Zwar wird gegen die Kritik an der hierarchischen Struktur eingewendet, man soll sich nicht dauernd auf institutionelle Probleme fixieren. Es käme doch primär auf die mystische und sakramentale Dimension der Kirche an. Letzteres ist unbestritten. Aber damit sind Anfragen an das System unserer Kirche trotzdem sinnvoll, denn auch das Kirchenrecht verkündet oder suggeriert gegen die eigene Absicht Anti-Propaganda. Immerhin ist Glaubwürdigkeit keine beliebige Option. Die Menschen registrieren sehr wach, wenn seitens des kirchlichen Lehramtes an die Welt zu Recht die ethischen Höchstpreise verkündet werden, aber im binnenkirchlichen Anwendungsbereich die Kosten im Sinne dieser Grundsätze nicht selber übernommen werden. Das löst Ärgernis aus: Man gehorcht den eigenen Prinzipien nicht. Ähnlich ist es mit der Verweigerung, über die heißen Eisen zu diskutieren. Nicht die Hilflosigkeit, wie die Probleme zu lösen sind, ist das Problem, sondern die Verweigerung der Entscheidungsträger, über die Probleme überhaupt zu reden, vergiftet die Atmosphäre.

Die aktuellen Spannungen in der Innenarchitektur unserer Kirche und der ungeheure Realitätsverlust des Systems sind m.E. folgendermaßen zu diagnostizieren. Die vorhin genannten Schritte der katholischen Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil belegen, dass die Kirche sich in einer differenzierten und pluralistisch gewordenen Zivilgesellschaft befindet sowie in einem tief greifenden Wandlungsprozess. Was ist damit gemeint? Die Kirchenverständnisse und die Vorstellungen über die Kirche haben sich intern vervielfacht und atomisiert. Die dynamisierenden Bewusstseinschübe seit dem II. Vatikanischen Konzil haben den früher monolithischen Binnenraum der Kirche enthärtet und selber pluralisiert. Vervielfacht haben sich gleichzeitig die Konzepte des pastoralen Handelns bis hin zu verschiedenen Kategorien von Spezialseelsorge (obwohl auch diese letztlich Normalseelsorge sind). Zudem: In den letzten Jahren sind – unter dem Druck des Priester- bzw. Personalmangels und infolge des Geldmangels (z.B. in Deutschland) – auch die früheren kirchlichen Sozialformen neu in Bewegung gesetzt und strukturiert worden: z.B. Pastoraler Entwicklungsplan im Bistum Basel, die Lebensraumorientierte Seelsorge im Bistum St. Gallen, die Sektorenpastoral im französischsprachigen Raum ... (Pastoralräume, Seelsorgeeinheiten, Pfarrverbände und nicht zuletzt die Präsenz als Bahnhofs-, Flughafens-, Einkaufszentrum-Kirche, z.B. Sihlcity in Zürich). Aber nicht nur die Kirchenbilder, nicht nur die Seelsorgekonzepte und die pastoralen Sozialformen haben sich enorm verändert und sich dem gesellschaftlichen Kontext angepasst,

sondern auch das kirchlich-pastorale und theologische Betriebspersonal. Und dies greift sozusagen intim in das hierarchische Selbstverständnis unserer Kirche hinein.

Es hat sich somit innert weniger Jahrzehnte so viel gewandelt, ohne das Wesentliche zu verlieren, dass das alltägliche Gesicht der Kirche meiner Jugend heute kaum mehr auszumachen ist. Allerdings – und dies spitzt die Konflikthypothese zu – hat sich alles differenziert und der Kirche ein verändertes Profil beschert. Nur einzig und allein das kirchlichenrechtliche Gewand bzw. die geschichtlich entfaltete Organisationsform der Kirche ist vorkonziliar stehen geblieben. Es wird in seinem geradezu feudalistischen Zuschnitt eher wieder forciert. Die kanonische Kirche ist für das inzwischen üppig Gewachsene zu eng geworden. Was sprießen und leben will, will sich entfalten und beansprucht Lebensraum. Dadurch werden bemühende Konflikte erzeugt. Regelverstöße, Druck von unten und schismatisierende Selbsthilfe werden geradezu provoziert. Am meisten bedrängt mich aber die Mutlosigkeit und Resignation der Enttäuschten mit viel gutem Willen. Für manche ist der Weg zu lang und zu mühsam geworden. Die sozusagen amtliche Kirche riskiert vieles, was pastoral eigentlich zu retten wäre, wenn wir z.B. allein an den Reichtum des sakramentalen Lebens denken, der durch den so genannten „Priestermangel“ bedroht ist. Oder haben wir Gesetze, wonach Gemeinden bzw. Pfarreien sterben müssen? Es ist wohl eine pastorale Chaostheorie aufgetragen, die nicht leicht sein wird, vor allem für jene nicht, die für den Zusammenhalt der Kirche geradestehen und oft in unbarmherzigen Spannungen ausharren müssen. In Kurzform: Reformen sind angesagt. Sie sind verantwortlich in die Wege zu leiten, Reformen, die pastoral notwendig und theologisch möglich sind. Es hilft alles nichts und heilt noch weniger, wenn sich das System dauernd gegen die gewachsene Modernität im eigenen Hause und gegen die Unverwüstlichkeit (Vitalität) der eigenen Basis stemmt und sich daran wund reibt. Der binnenkirchliche Kulturkampf des Systems mit der Modernität in den eigenen Reihen verliert sich im Zweitrangigen.

Was würden nun die schon genannten Prophetinnen und Propheten uns des weiteren ins Ohr raunen, die gesagt haben: Schaut zuerst einmal genau hin. Habt Mut zur Wirklichkeit. Ich höre sie mahnen: „Warum habt ihr Angst? Habt doch Vertrauen. Seht ihr denn nicht, was sich schon zeigt und was schon reift? Seht ihr denn nicht, dass schon in aller Stille keimt, was sich als das Rettende und Heilende zeigen will?“ Es kommt die Geschichte vom Sturm auf dem See Genesaret in den Sinn (Mk 4,40). Man schrie zu Jesus, der im Boot schlief. Und seine Antwort: „Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr keinen Glauben?“

#### 4. Auch das Rettende keimt und wächst

In dieser Zeit des Umbruchs emergiert von innen her auch das, was Rettung, Zukunftskraft und Geburt zu versprechen vermag. Kirche ist nicht nur Ort der Probleme, sondern auch Ort der Problemlösung und der Ressourcen dafür. Es ist schon da, was wachsen und institutionell, vor allem aber existentiell in und durch uns Raum und Klima gewinnen will. Die schon erwähnte Vielfalt der Kirchenbilder, die unterschiedlichen Pastoralkonzepte, die Prozesse um die seelsorglichen Sozialformen bzw. pastoralen Räume und das differenzierte und professionalisierte Personalprofil zusammen mit der immer noch sehr beachtlichen Zahl an freiwillig und ehrenamtlich engagierten Christen und Christinnen, nicht zuletzt auch in unseren staatskirchenrechtlichen Organen, bergen doch Schubkraft in sich. Sie alle sind Wege und Spuren in die mittel- und langfristige Kirchenzukunft. Sie machen die Kirche Ortskundig im Leben der Menschen und gesellschaftlich sozusagen anschlussfähig. Entpuppt sich bei genauerem Hinsehen nicht manches, das wie eine Krise verlegen machte, doch als heimliche Chance?

Unsere Kirche ist mit den anderen Kirchen zusammen eine zweitausendjährige auf der Basis der jüdischen Tradition aufbauende Interpretationsgemeinschaft der Botschaft Jesu und der Impulse für die praktische Nachfolge in seinem Geiste. Trotz aller historischen Veruntreuungen ist dies auch eine ungeheuer reiche Weisheits- und Solidaritätsgeschichte, auch wenn dies in unserer medialen Öffentlichkeit nicht die verdiente Beachtung findet. Zudem ist das institutionelle Gewand unserer Kirche eine weltweit bis in die territoriale (Pfarrei-)Struktur hinein organisierte Institution, die als Solidaritätsverband kein vergleichbares Pendant findet. Herzschriftmacher sind dabei auch die Orden und religiösen Gemeinschaften, die mehr Dank und Anerkennung verdienen. Denken wir auch an die übernationale Bedeutung einer moralischen Instanz wie das Papsttum, wenn der Papst vor der UNO für Menschenrechte, gegen Gewalt und Krieg sowie gegen wirtschaftliche Ungerechtigkeit eintritt. Trotz des reformbedürftigen Systems gibt es auch in unserer Kirche hierzulande und weltweit trotz der Ermüdungserscheinungen eine charismatische Dynamik, spirituelle und geistige Schubimpulse, menschliche Ressourcen, ethische und solidarische Synergien und so viel guten Willen mit prophetischer Wut und Glut und in aller Stille so viel selbstverständliche und unbelohnte Treue. Dies wäre auch Realitätsverlust, nicht sehen zu wollen, was in und durch Kirche geschieht und sich schenken will. Kirche ist auch ein weltweites Netz von Frauen und Männern, die einen geistlichen Schatz darstellen, der menschlich reich macht und gleichsam ein Anti-Biotikum sein kann gegenüber der Kirchen-Verstimmung. Ich würde als einzelner verdummen und seelische und spirituelle Energien verspielen, wenn ich mich aus der Nähe zu einem solch weitverzweigten

Solidaritätsverband und aus einer solchen Interpretationsgemeinschaft des Glaubens mit ihrer geschichtlichen und gesellschaftlichen Vielfalt abkoppeln wollte. Mit Hinweis auf eine unideale Kirche kann man sich nicht aus der Eigenverantwortung stehlen und sich schenken, als Christ oder Christin selber erwachsen zu werden, solidarisch mitzutragen und sich und andere dabei auszuhalten.

Das wäre gleichsam die zweite Wegweisung der Prophetinnen und Propheten, die zu Rate zu ziehen sind. Man merkt schon, wie prophetische Stimmen mit Weissagung über die Zukunft bzw. Weisungen für die Zukunft in Verbindung gebracht werden können. Aber diese Stimmen sagen noch ein Drittes: „Hört auf das Evangelium und bleibt seiner Botschaft treu — gelegen oder ungelegen.“

## **5. Treue zur Vision und ihren Anliegen: „Geht und bringt die Botschaft“ (Mt 28,10)**

Wenn Lebensprozesse langen Atem verlangen, genügt der Pragmatismus kurzfristiger Interessen und das taktische Balancieren zwischen polarisierenden Kräften kaum mehr. Es bedarf somit der Perspektiven und Anliegen, die unsere Treue und Hartnäckigkeit verdienen, auch wenn der Erfolg unserer berechtigten Hoffnungen ausbleibt. Der Erfolg hat uns keinen Treueeid geschworen. Der Kirche ist aber von ihrer tragenden Botschaft her ein Immunsystem als widerstandsfähige Resistenz gegen die eigenen Selbstgefährdungen gegeben. Gemeint ist damit ihre charismatische Tiefe und Kraft aus dem Glauben an Jesus Christus und im Vertrauen auf seinen Geist. Zwar werden seit einem Jahrzehnt viele empirische Untersuchungen gemacht, um das Kirchenverhalten der Menschen zu untersuchen. Das ist gut, wenn damit Realitätssinn und Verständniszugänge gewonnen werden und der Kirche Rat erteilt wird, *wie* sie ihrer Sendung nachkommen kann. Aber sie (z.B. Mc Kinsey und Milieu-Studien) können keine prophetische Theologie ersetzen und sagen, *was* die Kirche soll. Leicht könnte sie ihre Zukunft auf falschen Hoffnungen und Anbietungen an die so genannte „Moderne“ aufbauen. Es geht primär um die Evangeliums-Gemäßheit der Kirche und nicht zuerst um das Überleben der Kirche als Institution.

Eine theologische Kirchentheorie wird betonen, dass gelebte Kirche dort zu finden ist, wo Menschen sich auf den Weg und die Botschaft Jesu einlassen und wo in unserem gesellschaftlichen Alltag etwas erlebt und erfahren wird von jener neuen und größeren Liebe und Hoffnung, von denen uns das Evangelium erzählt. Kirche ist eine empirische Realität. Sie ist aber vor aller funktionalen und geschichtlich gewachsenen Vielfalt und Widersprüchlichkeit eine Gemeinschaft, die sich auf den Gott und Vater Jesu verlässt. Das macht Kirche so unverzichtbar und wertvoll, denn diese

konkrete Kirche hat uns diese einmalige Hoffnungsperspektive vermittelt und Zugang dazu eröffnet. Das ist das Einheitsprinzip, nicht eine monarchische Zentralregierung in Rom, aber auch nicht der freiwillige demokratische Zusammenschluss vieler Ortskirchen. Es geht somit um das „Zur-Sprache-Bringen“ der Botschaft Jesu, um das Hören auf das Wort Gottes und um das Sich-Einlassen auf einen Gott, der dem Dasein eines jeden einzelnen Menschen zum Segen d.h. zum „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) werden will. Insofern ist das unterscheidend oder spezifisch Christliche das entscheidend Menschliche. Im Zentrum steht das Offenbarwerden der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, die uns Jesus vorgelebt hat und die in uns selber auferstehen will. Unser Glaube nährt die Hoffnung, dass Gott jedem menschlichen und kirchlichen Tun zuvorkommt. Er ist schon immer da. Wir nennen das seine Gnade. Gottes Liebe ist nicht zu erschleichen, sie ist geschenkt.

Daraus folgt – und man spürt den geistigen Flügelschlag des Konzils –, dass das ganze Gottesvolk als geschwisterliche Gemeinschaft Zeichen des verheißenen Heils ist. Von Gott her sind alle berufen und „beansprucht“, Subjekt christlichen Handelns zu werden. Das unverzichtbare kirchliche Amt hat dafür Sorge zu tragen, dass verkündet wird, dass Gottesdienst gefeiert wird, dass die Nächstenliebe praktiziert wird. Dass dies geschieht und praktisch möglich wird, ist Aufgabe der kirchlichen Ordnung und ihrer Dienste. Das „Was“ dieses Dienstes: Glaube – Hoffnung – Liebe, das gehört allen. Darum ist die Verschiedenheit in der Kirche so wichtig wie die Universalität der christlichen Botschaft. Das setzt Träume frei. Das Volk Gottes wird aus der mystischen Tiefe bzw. aus der Ursprungstreue zur biblischen Botschaft und aus dem gottesdienstlichen Feiern und Danken seine Ursprungsenergie schöpfen. Es überwindet alle Formen der Diskriminierung und will sich als Gemeinschaft von Frauen und Männern verwirklichen. Es wird zu einem Ort, wo der ganze Reichtum der auseinander gebrochenen christlichen Traditionen in partnerschaftlicher Ökumene einzubringen versucht wird. Dabei ist die Kirche kein sich selbst erwärmender Ofen (Karl Rahner), sondern wagt eine um die Gesellschaft und den Einzelmenschen sowie um die Welt als Schöpfung Gottes sorgende Praxis. – Es ist offenkundig, wie christen- und kirchenkritisch eine solche Vision ist. Dies darf ich nicht kleinschreiben, nur weil ich selber der Botschaft gegenüber vielfach Schuldner bleibe. Umstürzlerisch bleibt eine solche christliche Option allemal – auch für mich.

Der sozusagen mystische Bezug zur Botschaft Jesu bleibt der Hoffnung spendende unverzichtbare Pol der Kirche. Den anderen Pol stellen die Herausforderungen der menschlichen bzw. gesellschaftlichen Gegenwart dar. Nur über diese beiden Pole definiert die Kirche in Wort und Tat ihre christliche Identität und erfüllt sie die aktuellen Dienstanweisungen Gottes. Keinem Horizont oder Problembereich darf sie ihre diakonische Sorge verschließen, auch wenn konkrete Lösungen nochmals eine ande-

re Frage darstellen.

Christsein findet seine Mitte darin, die geschenkte Hoffnung in konkreten Schritten aus- und mitzuteilen. Ohne konkrete Verankerung in der Menschen- und Gottesliebe (Karl Rahner) würde der Gott und Vater Jesu ein stimmschwacher Gott im Leben der Kirche bzw. der Christen und Christinnen. Und wir gestalten das kirchliche Leben vielleicht aktivistisch rührig und in internen Konflikten lärmig, aber trotzdem Gott-los und Gott-vergessen. Dabei sei nicht übersehen: Die meisten Konflikte in der Kirche haben ohnehin oft sehr wenig mit Theologie zu tun, sondern viel mehr mit Psychologie. Das ist das Ärgernis der unbereinigten Systemprobleme in der Kirche: die einen verhärten und verlieren sich darin, die andern erschöpfen sich an den dauernden Kirchenquerelen. Beide Seiten gehen aber dem System auf den Leim. – So stellt sich eine letzte Frage: Was würden nun unsere Prophetinnen und Propheten für die weitere Spurensuche in die Zukunft an Erinnerungen mit auf den Weg geben? Vielleicht ahnen wir dann auch, dass unsere heutigen Probleme gar nicht so neu sind, sondern an frühere Krisen erinnern. Dabei sollten wir gute TraditionalistInnen sein, die nicht konservativ im 19. oder 16. Jahrhundert mutwillig stoppen, sondern den ganzen Reichtum der kirchlichen Tradition bis zurück zu ihren biblischen Quellen zurück verfolgen. Wir gewännen viel Freiheit für die Lösung der aktuellen pastoralen Probleme.

## **6. Langer Atem in der Treue zum Anliegen: Brot-Vermehrung**

### **6.1 Der Mensch als das zur Hingabe (Liebe) fähige Wesen**

Ob es Winter oder Sommer ist in Gesellschaft und Kirche, ob Frühling oder Herbst, der Rhythmus des Lebens ist uns vorgegeben. Die Sorge aber bleibt, dass aus dem Glauben heraus der Wein der Lebens-Freude und das Brot der Lebenskraft weiterhin wachsen, gedeihen und ausgeteilt werden können. Mit dem Brot und der Brotvermehrung durch Kirche ist es ähnlich wie im Leben. Was sich vom Leben her – ein Leben lang – zeigen und offenbaren will, das haben wir nicht in der Hand. Es lässt sich weder machen noch kaufen, weder erjagen noch erpressen. Man kann sich ihm nur öffnen, aufmerksam auf die Signale des Lebens achten und auf seinen Spuren achtsam zu werden versuchen ... Dem Leben und dem, was sich vom Leben her auch im Horizont der christlichen Heilsbotschaft zeigen will, kann man sich letztlich nur hingeben oder sich ergeben, wenn wir nicht mehr für uns selber eintreten können. Diese Hingabe geschieht als Annahme dadurch, dass der Mensch das Angebot des Lebens im Licht des Glaubens mit dem Gewicht seines eigenen Lebens unterschreibt: mit seinem Glück und seiner Not, mit seinem Hoffen und seiner Freude, mit seinen Grenzen und am Ende sogar mit seinem Sterben. – Auch für Jesus

am Kreuz gab es, als alle seine Warumfragen keine Antwort erhielten, nur die Treue und Hingabe in der Liebe.

Aber *dass* sich zu zeigen vermag und *dass* sich offenbaren kann, was es mit dem Leben im Horizont der christlichen Hoffnung auf sich hat, dafür sind wir zu unseren Anteilen durchaus verantwortlich. Nur wenn wir uns selber dem öffnen, was ankommen und sich entfalten will in unserem Leben, kann das Leben eine Ahnung von sich selber schenken und uns darüber ins Licht setzen, was es mit Liebe, Gerechtigkeit, Versöhnung, Trauer und Abgründigkeit, aber auch mit Dankbarkeit und Freude auf sich hat. Das haben wir bis zu einem gewissen Grad in der Hand, dafür werden wir haftbar, auch wenn natürlich vieles im Leben auch eine Frage der seelischen Kraft bleibt. Für das Entscheidende im Leben bezahlt man letztlich immer mit sich selber, werden wir Subjekt der eigenen Würde. Das gilt letztlich auch für unsere Kirchenträume. – Ein System verlangt Identifikation. Das Ziel ist aber nicht Identifikation, sondern Identität. Darin kann man sich nicht mehr stellvertreten lassen. Diesen vielen meist kleinen Auferstehungsschritten im Leben dient die Kirche im Horizont der christlichen Hoffnung auf „Leben in Fülle“ (Joh 10,10).

So möchte ich meine Ausführungen beenden mit einigen letzten Hinweisen, die prophetische Frauen und Männer schenken.

## **6.2 Keine Zeit des Erntens, sondern des Säens**

Die volkskirchliche Situation, in der das kirchliche Leben auch gesellschaftlich verankert und gestützt gewesen ist (obwohl ich grundsätzlich eine Kirche des Volkes vertrete), war eine Zeit des Erntens und des Einfahrens des Ernteertrages mit vollen Fudern in die Scheunen der Kirche. Die volkskirchliche Hochkonjunktur von Kirche hat sich z. T. lautlos verabschiedet. Wir müssen pastoral wohl lernen, nicht den Ernteerträgen der Vergangenheit konsterniert nachzujammern, sondern das mühsamere Säen zu üben, wie auch immer der Boden beschaffen sein mag. Jesus hat nicht gesagt: „Gehet hinaus in alle Welt und ihr werdet ernten und populär sein.“ Vielmehr ist Aussaat angesagt. Die volkskirchliche Pastoral war – aus heutiger Sicht – gesellschaftlich ein Erfolgsmodell. Priorität hat aber das Anliegen, dem wir Erfolg wünschen, nicht zuerst die Erfüllung unserer Erfolgsabsichten. Das bedeutet, dem Anliegen und der Sendung der Kirche treu bleiben, auch wenn sich die Zeit so mühsam hinzieht, wenn sich unsere Erwartungen nicht wie gewünscht erfüllen. Aufgetragen ist zu säen, ohne das Wachsen kontrollieren oder vorzeitig zur Reife drängen zu können. Aber nur denen, die säen, kann es blühen, dass das Brot wächst, sich vermehrt und ausgeteilt werden kann. Das Gleichnis vom Unkraut und dem Weizen gibt einen feinen Hinweis (Mt 13,24-30). Auf das Säen kommt es an, nicht die wachsende Saat krampfhaft nach

Unkraut abzusuchen und dieses zu vertilgen. Wer sagt überhaupt, was Unkraut ist? „Wachsen lassen“ ist zutiefst ein pastorales bzw. christliches, ja menschliches Grundmotiv. Dabei „tröstet“ das Bild von der Ähre: Wenn das Korn im dunklen Erdreich liegt, weiß es noch nicht um die fruchtbare Fülle der Ähre. Aber es hat die Kraft dazu, dass die Ähre reift und voll erblüht und ganze Kornfelder in ihrem Leben speichert. Ich finde, dies ist ein wunderbares Gleichnis für unser heutiges Thema.

### **6.3 „Adsum“: an den Orten des Lebens daheim**

Wenn die Situation der Kirche unter gesellschaftlichen Bedingungen im Umbruch begriffen ist, dann gilt es, die möglichen kleinen Schritte großer Optionen zu tun und sich damit in die zerrissene Ambivalenz des Lebens zu begeben. Rückzüge in die Geschlossenheit eines Systems, eines idyllischen pastoralen Schrebergartens oder auf kognitive Inseln der Theologie verheißen keine Lösung. Der Weinberg Gottes sind die Menschen und ihre Welt. Der Weinberg Gottes ist immer größer als die je eigene Welt und als die kirchlichen Orte. Jeder Teil ist Ernstfall des qualitativ Ganzen, aber kein Teil ist das Ganze. Das ist ein starkes spirituelles Strukturprinzip der Kirche. Es verdiente, bis an die Grenzen der Möglichkeiten getestet zu werden. Was ist damit gemeint?

Der einzelne Christ und die einzelne Christin bedürfen um ihrer Menschlichkeit und um ihres Christseins willen der erlebnismäßigen Orte, der existentiellen Verortung, um offen und beweglich zu werden für den eigenen Lebensweg. Auch im Christsein bin ich in der Spannung zwischen der Makroebene des gesamtgesellschaftlichen Kontextes und der Mikroebene des persönlichen und überschaubaren Lebensraumes auf kommunikative Orte angewiesen, um zu lernen, mit anderen gemeinsam den Weg zu beschreiten und langen Atem zu gewinnen.

Nun wendet sich die Frage: Wo brauchen Menschen Kirche?

Für die Kirche bedeutet dies, in einer individualisierten und pluralistischen Welt den Biographien der einzelnen Menschen kommunikative Erlebnisorte zu ermöglichen und in der eigenen Sozialgestalt Vielfalt und punktuelle Erfahrungen (eventuell niederschwellige Events...) zuzulassen und diese fruchtbar zu gestalten. Die Freuden und Leiden der Menschen im gesellschaftlichen Umfeld, die Angst vor Gewalt, Arbeitslosigkeit und Armut sowie die Sehnsucht nach sinnhafter und sinnvoller Bedeutung des eigenen Lebens führen dann zu Erfahrungs-Orten, wo Kirche mit ihrer Botschaft von einem menschenfreundlichen Gott ihr „Adsum“ (da bin ich) wagen darf. Damit erhält die Frage nach dem Ort der Kirche über eine rein äußerliche lokale Ver-Ortung die Bedeutung einer existentiellen Orthaftigkeit, die menschliche Ortlosigkeit und existentielles Unbehaustsein überwinden helfen will. Die Kirche muss nicht verantwor-

ten, dass sie sich auf eine verworrene und widersprüchliche Realität einlässt, sondern nur, wie sie es tut und welche Hoffnung sie dabei leitet.

Orte der Kirche sind überall dort zu suchen und zu finden, wo Menschen sich selber suchen und die Souveränität des Selbst zu verbinden versuchen mit dem Bemühen um eine kommunikative Kultur und solidarische Praxis. Damit sind auch die diakonischen Herausforderungen, aber auch die Sinnsuche des heutigen Menschen, Politik, Bildung, Öffentlichkeit und Kunst Orte der Kirche. Solche Orte sind keine festen Plätze, wo man sitzen bleibt, sondern wo sich Erfahrungen schenken lassen, dass Ängste zugelassen oder überwunden werden und Menschen Vertrauen in sich und in die Gemeinschaft mit anderen Menschen gewinnen. Es wächst dann der Mut, aktiver Pilger zu sein und nicht nur passiver Passagier des eigenen Lebensschiffes. Es geht darum, in Wort und Tat an den Lebensplätzen der Menschen mit all den Höhen und Tiefen, mit aller Angst und Freude und mit allen Schwellen und Übergängen praktisch zu definieren, was Hoffnung bedeutet. Dies gilt auch für jene, die ihre Lebensfassaden mit viel Aufwand stylen, das Glück gleichsam kaufen wollen und mit viel Rührigkeit ihr Lebensschiff manövrieren. Kirche wäre dann ein Horchposten für die Lebens-Sehnsüchte der Menschen und ein Lichtsignal für deren Suchbewegungen.

#### **6.4 Brückenbau ist angesagt**

Trotz aller Fortschritte befinden wir uns in einer Zeit bemühter Polarisierungen auf allen Ebenen und der Tendenz von Parallelgesellschaften und widersprüchlichen Milieus in Kirche und Gesellschaft, wobei die einzelnen kulturellen Milieus kaum mehr Kontakt miteinander hegen oder eine gemeinsame Sprache pflegen. Gefragt sind Leute, die Brücken bauen und nicht nur Brückenpfeiler armieren. Mit dem Begriff „Pontifex“ (Priester, Bischof, Papst) ist ja Brückenbau gemeint. Leider ist die Tiefe dieses Begriffs durch das System auch enteignet worden. Im Blick auf unsere Kirche geht es um Brücken zu den Menschen mit ihrer Welt, um Brücken zwischen den polarisierenden Lagern in der Kirche, zwischen dem helvetischen Eigensinn und dem weltkirchlichen Gemeinsinn (und umgekehrt), aber auch zwischen Vergangenheit und Zukunft. Gemeint ist die partnerschaftliche Kommunikation zwischen Kirchenleitung und den Teilkirchen, zu den anderen Kirchen und nicht zuletzt zwischen Klerus und Laien. Diese pontifikale Qualität wäre nicht zuletzt in einer zerrissenen Welt ein exemplarisches Zeichen. Und letztlich ist die pontifikale Qualität das tiefste exemplarische Zeichen für die Sendung der christlichen Botschaft bzw. den Brückenbau zwischen Gott und Mensch.

## **6.5 Selber gehen, aber nicht alleine, sondern mit anderen zusammen gehen**

Das kirchliche System ändert sich nicht aus sich selber. Aber es gibt die Menschen im System und des Systems. Das ist die einzige Chance, auch wenn man im einzelnen Mühe hat miteinander. Dabei kommt es darauf an, selber zu gehen, aber nicht alleine zu gehen oder andere allein zu lassen. Es warten viele darauf, nicht allein gelassen zu werden. Gegenüber der Stellvertretungssuche an der Basis, die alles gleichsam von oben erwartet bzw. nach oben delegiert, und gegenüber der Stellvertretungssucht, die alles an sich zieht, gilt es, die Eigenverantwortung und das Vertrauen in gemeinsame Schritte zu stärken, Kräfte zur charismatischen Synergie zu sammeln und zu bündeln. Natürlich bedürfen solche Optionen der strukturellen Instrumente, die Vielfalt und Gemeinsamkeit in synodal elastischen Strukturen verbinden. Es braucht Orte und Organe für den vertikalen und horizontalen Dialog, für die Ökumene nach innen, die Voraussetzung ist für eine gelingende Ökumene mit den anderen Kirchen und letztlich für das interreligiöse Gespräch. Und ich bin überzeugt, wären die Entscheidungsträger der Kirche in echt partizipatorischen Formen eingebunden, viel Argwohn und große Ängste würden im Miteinander wie von selbst abgebaut; mitmenschliche Wärme und Umsicht würden allen gut tun und mehr Licht zulassen. Ich denke, dass neben den Pfarreien nicht nur Klöster, Orden und Bewegungen hier von Bedeutung sind, sondern auch Protest- und Solidaritätsbewegungen wie „Wir sind Kirche“, „Kirche von unten“, in der Schweiz: Aufbruch-Bewegung, Tagsatzungsverein, „Luzerner-Erklärung“ oder „Forum für offene Katholizität“, um nur einige zu nennen. Dies bedeutet natürlich wie üblich im Leben, die eigene Schuldigkeit gegenüber den Anliegen auch auszuhalten, aber einander auch Synergie und kritische Orientierung zu schenken sowie Mut zu gewinnen, einander die so genannten „dummen“ Fragen nicht zu schenken. Dann ergeben sich Begegnungen und Inspirationen mit all ihren Überraschungen durch Menschen, die zu kennen immer wieder dankbar macht. Auch in diesem Punkt birgt unsere Kirche viel mehr Charme und Quellen für Freude, kämpferische Glut und für Humor, als oft wahrgenommen wird.

## **6.6 Kirche dient einer Liebe, die sie nicht selber erfüllt**

Wenn Kirche trotz aller menschlichen Grenzen von ihrer Sendung her ein lebendiges Plädoyer für Mitmenschlichkeit und Hoffnung sein darf, dann stellt sich abschließend noch eine Frage. Kommen uns eventuell heute z.T. die menschlichen Ressourcen für Religiosität und den christlichen Glauben lautlos abhandeln? In der so genannten „westlichen Welt“ mit ihrer wirtschaftlichen Power und dem daraus entsprin-

genden Sicherungsbedürfnis scheinen manche Menschen wie von einer Unfähigkeit zum Glück heimgesucht. Es macht mich hellhörig, wenn selbst junge Menschen von einer „inneren Leere“ sprechen; man „spüre sich selber nicht mehr“. Manche möchten eine Sprache finden für das, was stumm macht. Könnte es sein, dass wir Menschen gegenüber dem Leben erblinden, wenn es uns rundum gut geht und es zur angepassten Leistung mit freudloser Pflichterfüllung zwingt? Auch mit dem Spießertum einer Konsumsattheit kommt man nicht mehr durch. Gibt es eventuell auch Phänomene der Subjekterschöpfung, die nicht einmal zu benennen vermögen, was fehlt. – Wohin soll man aufbrechen? In der postmodernen Melancholie entwässern sich viele Quellen der Leidenschaft und Lebendigkeit, vertrocknen Glaube und Zuversicht und die Kräfte, über den Tag hinaus mit anderen zusammen solidarisch unterwegs zu sein. Es verlöschen Visionen sowie moralische, kulturelle und religiöse Orientierungen, die bewegen und für die man sich einsetzt und bewegt. Das ist allerdings nur ein Segment. Auf der anderen Seite schwelt bei aller Subjektermüdung eine Sehnsucht danach, wovon sich die eigene Seele nährt, nach Lebenssinn, nach Liebe und Geliebtwerden, die Sehnsucht nach Lebenskunst und Lebenshilfe. Und Umfragen belegen, dass gerade in dieser Hinsicht große Erwartungen an die Kirchen vorhanden sind.

Es soll nicht der Aspekt einer postmodernen Melancholie klischeehaft verallgemeinert werden. Dennoch: Die Sensibilität scheint wieder stärker dafür zu erwachen, dass die Menschen an der reinen Diesseitigkeit – ohne Hoffnung und existentielles Vertrauen – zu ersticken drohen (Bertelsmann-Studie Ende 2007). Man spricht von Sehnsucht nach Spiritualität. Wenn die Ressourcen für Hoffnung und Lebensvertrauen ausgepowert oder wie versiegt *erscheinen*, dann wird das Leben flach. Und was flach wird, hebt nicht das Niveau. Selbst der wieder laut gewordene Atheismus scheint jene anzustrengen, die Gott wegzuglauben vermeinen. Manche suchen nach Wegen und Orten, die aus der faden Tristesse, den destruktiven Lebenslügen und der metaphysischen Ortlosigkeit herausführen. Vielleicht schneller als wir vermuten rufen Menschen nach den Diensten der Religion und nach christlichen Lebensperspektiven, nach Hoffnung. Ich weiß es nicht genau. Aber die christliche Botschaft entlastet von der Überanstrengung der neuzeitlichen Selbstbehauptung. Vertrauen aus dem christlichen Glauben lässt ebenso weltoffen werden wie in einem gewissen Sinn weltsicher.

Die Antwort des christlichen Glaubens, die es auf Tod und Leben in die Herzen der Menschen zu streuen gilt, erfüllt sich darin, dass alle Orte des menschlichen Lebens und alle existentiellen Erfahrungen „Passagen“ Gottes werden, wo Gott sich gleichsam im „Vorbeigang“ (*passah*) zeigt. Der Geist Gottes weht, wo er will. Wenn sich dies schenkt, dann soll die Kirche an den menschlichen Erfahrungsräumen auch geweihte Räume der Sammlung und heilige Zeiten des Feierns pflegen. Der Kreislauf ei-

ner selbstgemachten Zufriedenheit wird aufgebrochen, es wird Gottes Perspektive in die Baupläne unseres Lebenshauses eingezeichnet. Es wird Unruhe gestiftet, die nicht von bohrenden Fragen loskommen lässt nach sich selbst, nach Sinn des Lebens und nach Heil, nach Versöhnung – auch mit dem im Leben Unabgegoltenen, nach Gerechtigkeit und Liebe. Diese Räume und Zeiten sind dann nicht vom profanen Leben getrennte Sakralräume, sondern sakramentale Verdichtungen, d.h. Zeichen und Orte der Hoffnung dafür, dass Mensch und Gott zusammengehören, weil Gott treu bleibt. In diesem Sinn kann Kirche gar nicht genug orts-süchtig sein und in den Realitäten des Lebens daheim. Ihre Dynamik findet sie alleine darin, einer Liebe zu dienen, die sie nicht selber erfüllt, sondern Gott, zu dem wir im Vertrauen auf das Wort und den Weg Jesu unterwegs sind. Gott sei Dank!